

Gender als Strukturkategorie der Moderne

Claudia Fahrenwald

Der Begriff *Gender* ist in den vergangenen Jahren zu einem Schlüsselbegriff (spät-)moderner Gesellschaften avanciert und spielt sowohl in wissenschaftlichen als auch in alltagspraktischen Zusammenhängen eine wichtige Rolle. So beschäftigt sich die *Genderforschung* in der Erziehungswissenschaft mit der Bedeutung von Geschlecht in Erziehungs- und Bildungsprozessen (Faulstich-Wieland 2006: 207) und in der pädagogischen Praxis wird *Genderkompetenz* mittlerweile als eine wichtige berufliche Schlüsselqualifikation betrachtet (Budde/Venth 2009). Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit dem Thema *Gender* aus modernisierungstheoretischer Perspektive und zeichnet dabei zentrale Entwicklungslinien des sozialwissenschaftlichen Genderdiskurses nach. Ausgangspunkt ist die These, dass *Gender* als eine Strukturkategorie der Moderne angesehen werden kann, die das individuelle wie gesellschaftliche Leben in entscheidender Weise prägt und gegenwärtig im Kontext der aktuellen Modernisierungsdebatten eine Neubewertung erfährt.

1. *Gender* als Begriff und als (kultur- und sozialwissenschaftliches) Konzept

Für den aus dem Englischen stammenden Begriff ‚Gender‘ gibt es im Deutschen keine allgemein eingeführte Entsprechung. Der Begriff bezog sich ursprünglich nur auf das grammatische Geschlecht der Substantive (das in der lateinischen Grammatik mit *Genus* bezeichnet wird) und verweist heute sowohl in den Kultur- als auch in den Sozialwissenschaften auf die sozio-kulturelle bzw. diskursive Konstruktion von Geschlecht im Rahmen bestimmter historischer Konstellationen (Kroll 2002: 141). Im Gegensatz zur deutschen Sprache besitzt die englische Sprache somit zwei unterschiedliche Begriffe, um das Geschlecht eines Menschen zu bezeichnen: Zum einen den Begriff *sex*, der die biologischen Aspekte von Geschlecht bezeichnet, und zum anderen den Begriff *gender*, der die sozialen und kulturellen Aspekte von Geschlecht im Sinne einer ‚Geschlechterrolle‘ umfasst. Das bedeutet, *wie* wir uns als Männer und Frauen in einer Gesellschaft verhalten, ist nicht zwangsläufig von der Natur vorgegeben, sondern bildet sich in jeder Epoche und in jeder Kultur auf eine bestimmte Weise neu heraus. Es stellt sich daher die

Frage, *wie* Menschen in einer bestimmten Kultur und zu einer bestimmten Zeit zu ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ gemacht werden. In der Regel wird dieser Prozess als ein *Sozialisationsprozess* verstanden (Faulstich-Wieland 2003: 108).

2. Geschlechtsspezifische Sozialisation: Das System der Zweigeschlechtlichkeit

Spätestens mit der Geburt wird der neugeborene Mensch einem der beiden Geschlechter zugeordnet. Das Kind erhält einen Namen, der die Geschlechtszugehörigkeit eindeutig erkennbar machen muss. Das funktioniert in der Regel unproblematisch und wird durch die körperlichen Merkmale determiniert. Damit beginnt auch der Erwerb einer bestimmten Geschlechterrolle (*gender role*) und einer bestimmten Geschlechtsidentität (*gender identity*), die jedoch nicht von der Natur, sondern von der Gesellschaft vorgegeben werden:

- Die ‚Geschlechterrolle‘ (*gender role*) bezeichnet das äußere Verhalten, also eine bestimmte soziale Geschlechterrolle und bestimmte soziale Geschlechtsmerkmale, wie z.B. Kleidung, Frisur oder Schmuck. Aus feministischer Sicht werden Genderrollen als ein von den Machtverhältnissen im Patriarchat vorgeschriebener Rollenzwang begriffen, welcher der systematischen Diskriminierung von Frauen dient und den es daher zu beseitigen gilt. Dies gilt insbesondere für starre Weiblichkeitsbilder bzw. Stereotypen, die als defizitäres Gegenbild zu einer positiven männlichen Norm konstruiert und reproduziert werden (Kroll 2002: 158f.).
- Mit ‚Geschlechtsidentität‘ (*gender identity*) ist dagegen die innere *Einstellung* gemeint, d.h. das Bewusstsein, dass man einem bestimmten Geschlecht angehört und nicht dem anderen. Geschlechtsidentität wird dabei heute nicht als angeboren oder biologisch, durch Anatomie, Physiognomie, Chromosome, Hormone, Libido, Sexualität determiniert gesehen, sondern als im interaktiven Umgang zwischen Frauen und Männern unbewusst oder bewusst immer wieder neu inszeniert und affirmiert im Sinne eines fortlaufenden Prozesses der geschlechtlichen Identitätsbildung (ebd.: 159f.).

Die Sozialisationstheorie geht davon aus, dass der Erwerb von Geschlechtsidentität und Geschlechterrolle ein sozialer Prozess ist. Verschiedene Sozialisationsagenten drängen Mädchen und Jungen zur Übernahme unterschiedlicher Verhaltensmuster. Man spricht somit auch von „geschlechtsspezifischer Sozialisation“ (Hagemann-White 1985; Bilden 1998), d.h. für Jungen und Männer findet eine ‚männliche‘ und für Mädchen und Frauen eine ‚weibliche‘

Sozialisation statt. So zielt die Jungensozialisation in der Regel auf eine Unterdrückung der Gefühle sowie auf den Erwerb von Selbstständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit ab. Für Mädchen wird dagegen in der Regel ein entgegengesetztes Verhaltensrepertoire bereitgestellt. Wichtige Sozialisationsagenten sind in diesem Zusammenhang zunächst die Familie, in der die Primärsozialisation stattfindet, und später der Kindergarten und die Schule, *Peergroups* und auch die Medien. Eltern, Erzieherinnen, Lehrer, Freunde und Medienstars etc. stellen somit Vorbilder und Modelle dar, durch die Geschlechtsrollenstereotype und Geschlechtsrollenklischees repräsentiert und gleichzeitig reproduziert werden. In unserer westlichen Kultur herrscht dabei ein System der Zweigeschlechtlichkeit vor (Faulstich-Wieland 2003: 122). Dieses macht sich z.B. auch in der Sozialisation des Körpers bemerkbar, die vom Muster der ‚schönen Frauen‘ und ‚starken Männer‘ geprägt ist (Schaufler 2002; vgl. auch den Beitrag in diesem Band). Dieses System der Zweigeschlechtlichkeit setzt sich fort im Bereich der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die seit dem Beginn der Industrialisierung durch eine geschlechtstypische Trennung von Berufs- und Privatwelt gekennzeichnet ist (Beer 1984). Zwar sind die beiden Bereiche wechselseitig voneinander abhängig, verfügen jedoch keineswegs über gleiche Gestaltungsmöglichkeiten und Reputation, sondern verhalten sich vielmehr hierarchisch zueinander: So wird bis heute (männliche) Erwerbsarbeit im Vergleich zu (weiblicher) Familienarbeit höher bewertet (Becker-Schmidt 2004). Auch der Arbeitsmarkt selbst ist geschlechtersegregiert: Konsumdienstleistungen werden tendenziell als ‚Frauenarbeit‘ betrachtet, Industriearbeit ist dagegen eher männlich konnotiert (Faulstich-Wieland 2003: 114). Nach wie vor gilt zudem bis heute für den Arbeitsmarkt: Je lukrativer, anerkannter und mächtiger eine Erwerbsposition ist, desto geringer ist der Anteil an weiblichen Beschäftigten und umgekehrt. Steigt dagegen der Frauenanteil in einem Berufsfeld, so verliert dieses an Ansehen (Wetterer 1995: 2002). Auch Wissenschaftsdisziplinen folgen dieser Logik, was die mangelnde Repräsentation von Frauen in den naturwissenschaftlichen Fächern deutlich macht, die nach wie vor als ‚Männerdomänen‘ gelten (vgl. dazu Ternes in diesem Band). In Anbetracht dieser weitreichenden gesellschaftlichen Auswirkungen bezeichnete Ursula Beer ‚Geschlecht‘ bereits Mitte der 1980er Jahre als eine gesellschaftliche „Strukturkategorie“ (Beer 1984; vgl. auch Aulenbacher 2008), die sich in der Regel durch binäre und oppositionelle Charakterisierungen auszeichnet und unmittelbar mit sozialen Diskriminierungen und Marginalisierungen verbunden ist (Faulstich-Wieland 2003: 111).

3. Doing Gender: *Geschlecht als soziale Konstruktion*

Seit den späten 1980er Jahren wird der Ansatz der geschlechtsspezifischen Sozialisation zunehmend in Frage gestellt, da er in erster Linie nach geschlechterdifferenzierend ‚typischen‘ Sozialisationsbedingungen und nach Geschlechterunterschieden im Verhalten, Denken und Fühlen fragt, d.h. Menschen werden im Laufe ihres Sozialisationsprozesses ganz selbstverständlich in ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ eingeteilt. Auf diese Weise wird nach Ansicht von Kritikerinnen Männlichkeit und Weiblichkeit lediglich reproduziert (Bilden 1998; Hagemann-White 2004; Bilden/Dausien 2006). Der Einfluss der Gesellschaft wird in diesem Konzept als übermächtig dargestellt und spricht den Individuen nahezu jede eigene Handlungsmöglichkeit ab. Der Sozialisationsansatz wurde daher zunehmend durch das in den USA entwickelte Konzept des *Doing Gender* (West/Zimmermann 1987) abgelöst, bzw. ergänzt und bestimmt seither auch die bundesdeutsche feministische Diskussion (Gildemeister/Wetterer 1992). *Doing Gender* geht davon aus, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit von den einzelnen Individuen nicht nur *passiv* erfahren, sondern auch *aktiv* verarbeitet und mitgestaltet wird: „Geschlecht gilt nicht länger als Eigenschaft von Personen, sondern als ein erworbenes Merkmal des Handelns in sozialen Situationen“ (ebd.: 236). Geschlechterrollen und Geschlechtsidentitäten werden somit nicht zwangsläufig nur von der Gesellschaft zugeschrieben, sondern von den einzelnen Individuen in alltäglichen Interaktionen auch selbst *konstruiert*. Sie orientieren sich dabei an bestimmten gesellschaftlichen Idealen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die darüber entscheiden, ob ein Verhalten zu einem bestimmten Geschlecht passt. Dabei können auch Ideale und Normen durchbrochen werden, so kann z.B. eine Frau, die in ihrer Geschlechtsdarstellung zu weit von der gesellschaftlich gültigen Idealvorstellung von Weiblichkeit abweicht, leicht als ‚männlich‘ eingestuft werden. *Gender* wird auf diese Weise zu einer dynamischen Kategorie, die durch Überschreitungen auch Konventionen durchbrechen und neue Konventionen schaffen kann. Das soziale Geschlecht wird dadurch prinzipiell als veränderbar definiert und gilt nicht länger als eine *Eigenschaft* von Personen (etwas, das man ‚hat‘), sondern als ein Merkmal des *Handelns* in einer bestimmten Situation (etwas, das man ‚tut‘). Mit dieser „reflexiven Kritik der Zweigeschlechtlichkeit“ (Faulstich-Wieland 2006: 208) wurden die biologische und auch gesellschaftliche Zuschreibung von Geschlecht zunehmend obsolet und durch ein sozialkonstruktivistisches Modell von Geschlecht abgelöst: In den alltäglichen Interaktionen erfolgt somit eine ständige Inszenierung bzw. Darstellung von Geschlecht, wodurch *beide* Geschlechter und ihr Verhältnis zueinander in den Blick geraten (ebd.). Wichtig ist dabei die Tatsache, dass *Doing Gender* nicht nur über Wissen, Sprache und Verstand erfolgt, sondern wesentlich auch über den Körper. Geschlechtszugehörigkeit erfolgt demnach nicht nur

über ein *theoretisches* Wissen, sondern wesentlich auch über ein *praktisches* Wissen, das performativ tradiert und auf diese Weise immer wieder (re-)inszeniert wird (Faulstich-Wieland 2003: 108). Historische Untersuchungen über Körpervorstellungen machen hier deutlich, dass gesellschaftliche Transformationsprozesse auch die Wahrnehmung und Repräsentation von Körper verändern (z.B. Laqueur 1992; Villa 2011; Macha/Fahrenwald 2002).

4. Dekonstruktion von Geschlecht: Die Enthierarchisierung der traditionellen Geschlechterdifferenz

Eine neue Wendung erfährt die Genderdebatte am Ende der 1990er Jahre durch den im Umkreis des Poststrukturalismus entstandenen Ansatz der *Dekonstruktion*. Der Begriff der ‚Dekonstruktion‘ stammt ursprünglich von dem französischen Philosophen Jacques Derrida und soll dazu dienen, verborgene Ambivalenzen und Widersprüche innerhalb der westlichen Denktradition aufzudecken. Mittlerweile hat sich die Dekonstruktion zu einem interdisziplinären methodischen Ansatz entwickelt und wurde auch im Umfeld der feministischen Theorie lebhaft rezipiert (Lemmermöhle/Fischer/Klika/Schlüter 2000). Um ein Denksystem zu dekonstruieren, ist es demnach notwendig, zunächst die logischen Strukturen, aus denen es die Bedeutung seiner Begriffe ableitet, offenzulegen. Auf diese Weise offenbart sich nach Derrida die *binäre* Grundstruktur des abendländischen Denkens, das sich durch Oppositionen wie *wahr* oder *falsch*, *gut* oder *böse*, *zentral* oder *marginal*, *männlich* oder *weiblich* etc. legitimiert. Die Bedeutung dieser Begriffe wird dabei jeweils aus dem *Ausschluss* ihres Gegenteils abgeleitet: So gilt eine Sache z.B. als *wahr*, wenn sie nicht *falsch* ist, eine Tat als *gut*, wenn sie nicht *böse* ist, eine Person als *männlich*, wenn sie nicht *weiblich* ist etc. Nach Derrida funktionieren diese Bedeutungsherleitungen keineswegs wertneutral, sondern sind *hierarchisch* organisiert, d.h. bei der Bildung eines Gegensatzpaares wird der zweite Ausdruck in der Regel dem ersten als eine Hinzufügung (ein *Supplement*) nachgeordnet, wodurch die Autonomie des ersten Ausdrucks vordergründig nicht berührt wird. Auf diese Weise hat sich nach Derrida im westlichen Denken eine ‚Ordnung des Sinns‘ etabliert, die als quasi ‚natürlich gegeben‘ hingenommen und in der Regel nicht weiter hinterfragt wird. Ziel der Dekonstruktion ist es, diese hierarchischen Gegensatzpaare zu zerlegen und in ihrer (aporetischen) Logik aufzudecken. Zwar lässt sich binäres Denken dadurch nicht einfach vermeiden, doch können auf diese Weise gewisse *Verschiebungen* erreicht werden, wodurch sich Räume für neue Interpretationsmöglichkeiten eröffnen. Damit erfüllt die Dekonstruktion auch ein Grundan-

liegen der feministischen Diskussion, der es darum geht, die traditionelle hierarchische Geschlechterdifferenz zu enthierarchisieren, nicht jedoch aufzuheben oder gänzlich aufzulösen – denn dies ist dekonstruktivem Denken zufolge unmöglich (Kahlert 2000: 41).

In Deutschland wurde der dekonstruktivistische Ansatz insbesondere durch die amerikanische Gendertheoretikerin Judith Butler bekannt. In ihrem Buch *Gender trouble* (1990) (deutsch: „Das Unbehagen der Geschlechter“, 1991) zeigt sie auf, wie *jede* Bestimmung von Geschlecht die Festschreibung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit unterstützt (Faulstich-Wieland 2003: 103). Es geht Butler somit um die „fundierenden Strukturen des Denkens der Zweigeschlechtlichkeit und um die dabei vorausgesetzten Kategorien von Identität und Andersheit und deren normierende Wirkungen“ (Becker-Schmidt/Knapp 2001: 83). Nach Butler ist demnach nicht einmal eine heuristische Trennung von *sex* und *gender* möglich, da sich auch die Biologie des Körpers der authentischen Wahrnehmungsmöglichkeit entzieht und immer nur als sozio-kulturelle Geschlechtszuschreibung erfasst werden kann (Kroll 2002: 141). Butler setzt daher auf eine Strategie der *Queer theory*, die Geschlechterinszenierungen als ein *Spiel* betrachtet und dadurch die Ordnungskategorie Geschlecht tendenziell in Frage stellt. Es gilt, möglichst viel Verwirrung in die Darstellung der Geschlechter zu bringen und durch *queeres* Verhalten die traditionellen Geschlechterrollen zu *dekonstruieren*. Auf diese Weise wird eine Vervielfältigung von Existenzformen angestrebt (Faulstich-Wieland 2003: 103). Dem dekonstruktivistischen Ansatz geht es somit in erster Linie darum, die traditionellen Hierarchien zwischen den Geschlechtern einzureißen. Dekonstruktive Elemente finden sich heute häufig in den Bereichen der Kunst, der Mode oder auch in gesellschaftlichen Subkulturen wie z.B. der *Lesbian and Gay Culture* (Becker-Schmidt/Knapp 2001: 89). Die Schlüsselbegriffe der gegenwärtigen Genderdebatte heißen somit Vielfalt, Unterschiedlichkeit und Dezentralität (Faulstich-Wieland 2003: 105). Sie werden immer häufiger nicht nur auf das Geschlecht, sondern auch auf die ethnische Herkunft, das Alter oder die religiöse Ausrichtung bezogen und richten sich gegen jegliche Form der Diskriminierung. In Anbetracht der Vielfalt der Lebensweisen erscheint es offensichtlich notwendig, neue und umfassende Perspektiven auf das Thema Ungleichheit und Differenz zu entwickeln (Smykalla/Vinz 2011: 9). Es stellt sich somit für die sozialwissenschaftliche Genderforschung prinzipiell die Frage nach der „Zukunft der feministischen Theoriebildung“ (Casale/Rentdorff 2008).

5. *Gender revisited* – Eine modernisierungstheoretische Bilanz

Dieser Frage soll im Folgenden vor dem Hintergrund der aktuellen Modernisierungsdebatten nachgegangen werden. Hier wird in den Sozialwissenschaften seit dem Ende der 1990er Jahre unter dem Schlagwort ‚Reflexive Moderne‘ (Beck/Giddens/Lash 1996) eine Debatte über die ‚Modernisierung der Moderne‘ (Beck/Bonß 2001) geführt. Es geht in dieser Debatte in erster Linie darum, mit Hilfe von Schlüsselbegriffen „Konfliktsemantiken“ (Beck/Giddens/Lash 1996: 7) aufzuzeigen, in denen explizite und implizite Nebenfolgen der bisherigen Modernisierung aufbrechen und dadurch auf die Notwendigkeit verweisen, dass die Grundlagen gesellschaftlichen Handelns „im Kleinen wie im Großen neu ausgehandelt“ (ebd.: 9f.) werden müssen. Auf diese Weise eröffnet sich ein modernisierungstheoretischer Blick auf gesellschaftliche Entwicklungsprozesse, der die Chance impliziert, überlieferte Begrifflichkeiten und Konzepte zu hinterfragen und gegebenenfalls zu revidieren. Das Ziel der ‚Reflexiven Modernisierung‘ ist dabei ein „Weltzustand jenseits der Dichotomien“ (Beck/Lau 2004: 9f.), durch den noch die klassische Moderne gekennzeichnet ist. An die Stelle einer Logik des ‚Entweder-Oder‘ tritt auf diese Weise eine Logik des ‚Sowohl-als-Auch‘, die nicht als ein Verlust, sondern als eine *Erweiterung* von Handlungsoptionen begriffen wird (ebd.: 49).

Die Debatte um die Modernisierung der Moderne hat mittlerweile auch den sozialwissenschaftlichen Genderdiskurs erreicht und zu einer veränderten Einschätzung der Bedeutung der Geschlechterordnung im Prozess der Modernisierung geführt: Waren die Entwicklungen in Politik und Ökonomie, Wissenschaft und Recht bis dahin lediglich in ihren *Auswirkungen auf* die Geschlechterordnung betrachtet worden, so rückte nunmehr die Geschlechterordnung in ihrem *Innovationspotential* in den Blick (Klinger 2000). Für den vorliegenden Diskussionszusammenhang erscheint es dabei interessant, dass auch in der aktuellen feministischen Diskussion eine Verabschiedung des klassisch modernen Prinzips des ‚Entweder-Oder‘ zu verzeichnen ist: So plädiert z.B. Micus-Loos (2004) unter Rekurs auf Meyer-Drawe (1990) für ein „Denken in Differenzen“ (Micus-Loos 2004: 112) sowie ein „Aushalten des Widerstreits ohne eine übergreifende Versöhnung“ (ebd.). Die Kontroverse ‚Gleichheit *versus* Differenz‘ präsentiert demnach eine falsche Alternative, denn zur Verwirklichung von Gleichheit gehört die Wahrnehmung von Differenz unabdingbar hinzu, um jede Form der ‚Gleichschaltung‘ zu vermeiden (ebd.: 114). Ein modernisierungstheoretisch reflektierter Genderdiskurs sollte demzufolge darauf achten, nicht Frauen im Zeichen der Gleichstellung an androzentrische Begrifflichkeiten und Modelle anzupassen, sondern diese vielmehr aus einer modernisierungstheoretisch reflektierten Perspektive zu

dekonstruieren und anschließend zu *re*-interpretieren. Dazu gehört z.B. auch, in einen verstärkten Dialog mit der seit den 1990er Jahren unter anderem in Deutschland etablierten Männerforschung zu treten (z.B. Forster/Rieger-Ladich 2004; Connell 2006). Diese beschäftigt sich in erster Linie mit der Analyse männlicher Identitäten und Handlungsmuster, den unterschiedlichen Repräsentationen von Männlichkeit sowie den gesellschaftlichen Strukturen, innerhalb derer Geschlecht zusammen mit anderen Kategorien wie Ethnie, Generation, Klasse etc. als zentralen Allokationsmechanismen von Macht fungiert. Dabei geht es nicht zuletzt auch darum, die systematische Abwertung des Weiblichen in unserer Gesellschaft auf der Grundlage hegemonialer Männlichkeit zu hinterfragen (Forster/Rieger-Ladich 2004). Die Genderperspektive wird auf diese Weise zur Modernisierungsstrategie, die dazu beiträgt, traditionelle Dichotomisierungen und Hierarchisierungen von Geschlecht in ein neues Paradigma der Vielfalt zu überführen. Dabei ist jedoch kritisch anzumerken, dass „ein Lob der Vielfalt die Strukturfrage nicht beantwortet“ (Hagemann-White 2011: 20). Im aktuellen modernisierungstheoretischen Diskurs der Genderforschung finden sich hierzu zwei ganz unterschiedliche Positionen: Die erste argumentiert differenzierungstheoretisch und geht von einer zunehmenden De-Institutionalisierung der Geschlechterdifferenz in der postmodernen Wissensgesellschaft aus, in der es in erster Linie geschlechtsunabhängig um spezifische fachliche Qualifikationen, Bildung und Wissen sowie zeitliche Flexibilität und Mobilität geht (Funder 2010: 317). Die zweite rekuriert dagegen auf die eher skeptische Einschätzung feministischer Gesellschaftstheoretikerinnen, wonach Geschlechterasymmetrien und insbesondere die hierarchische Geschlechtersegregation bis heute und sicherlich auch noch in den nächsten Jahren eine hohe Beharrungskraft haben werden (ebd.: 317f.). Die Diskussion um die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse hat somit gegenwärtig einen Stand erreicht, der vor allem durch „Widersprüche, Brüche und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist“ (Wetterer 2003: 288).

Ziel der vorliegenden Ausführungen war es, zentrale Entwicklungslinien des sozialwissenschaftlichen Genderdiskurses nachzuzeichnen und dabei deutlich zu machen, dass *Gender* als eine Strukturkategorie der Moderne anzusehen ist, die das individuelle und gesellschaftliche Leben in grundlegender Weise prägt. Im Kontext der aktuellen Modernisierungsdebatten wird die traditionelle binäre Geschlechterordnung der Moderne jedoch zunehmend in Frage gestellt. Ein unreflektiertes Muster von Zweigeschlechtlichkeit kann es daher in (spät-)modernen Gesellschaften immer weniger geben. Die Neugestaltung der Geschlechterordnung stellt somit für Individuen wie Gesellschaft eine zentrale Zukunftsaufgabe dar, die nicht zuletzt auch der pädagogischen Reflexion und Begleitung bedarf.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Silvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 139-166.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.) (2001): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, Regina (2004): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 62-71.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2001): Feministische Theorien zur Einführung (2. Auflage). Hamburg: Junius.
- Beer, Ursula (1984): Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bilden, Helga (1998): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann Klaus/Ulich Dieter (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung (5. Auflage). Weinheim/Basel: Beltz, S. 279-301.
- Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.) (2006): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen: Barbara Budrich.
- Budde, Jürgen/Venth, Angela (2009): Genderkompetenz für lebenslanges Lernen: Bildungsprozesse geschlechterorientiert gestalten. Bielefeld: Bertelsmann.
- Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hrsg.) (2008): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript Verlag.
- Connell, Robert W. (2006): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten (3. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2003): Einführung in Genderstudien. Opladen: Leske + Budrich.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2006): Genderforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann/Grunert, Cathleen (Hrsg.): Wörterbuch Erziehungswissenschaft (2. Auflage). Opladen: Barbara Budrich, S. 207-212.
- Forster, Edgar/Rieger-Ladich, Markus (2004): Männerforschung und Erziehungswissenschaft. In: Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 271-285.
- Funder, Maria (2010): Geschlechterverhältnisse: Postpatriarchale Wissensgesellschaft. In: Engelhardt, Anina/Kajetzke, Laura (Hrsg.): Handbuch Wissensgesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag, S. 311-324.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie (3. Auflage). Freiburg/Breisgau: Kore Verlag, S. 201-254.

- Hagemann-White, Carol (1985): *Sozialisation: weiblich – männlich*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hagemann-White, Carol (2004): *Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung?* In: Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prengel, Annedore (Hrsg.): *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 146-157.
- Hagemann-White, Carol (2011): *Intersektionalität als theoretische Herausforderung für die Geschlechterforschung*. In: Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (Hrsg.): *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 20-33.
- Kahlert, Heike (2000): *Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht*. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle/Schlüter, Anne (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 20-44.
- Klinger, Cornelia (2000): *Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne*. In: Becker, Sybille/Kleinschmidt, Gesine/Nord, Ilona/Schneider-Ludorff, Gury (Hrsg.): *Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 29-63.
- Kroll, Renate (Hrsg.) (2002): *Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung*. Stuttgart: Metzler.
- Laqueur, Thomas (1992): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Macha, Hildegard/Fahrenwald, Claudia (Hrsg.) (2002): *Körperbilder zwischen Natur und Kultur*. Opladen: Leske + Budrich.
- Meyer-Drawe, Käte (1990): *Provokation eingespielter Denkgewohnheiten durch ‚postmodernes Denken‘*. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): *Abschied von der Aufklärung? Opladen: Leske + Budrich, S. 81-90*.
- Micus-Loos, Christiane (2004): *Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion*. In: Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prengel, Annedore (Hrsg.): *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 112-126.
- Schauffler, Birgit (2002): *„Schöne Frauen – starke Männer“*. Zur Konstruktion von Leib, Körper und Geschlecht. Opladen: Leske + Budrich.
- Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (Hrsg.) (2011): *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
- Villa, Paula-Irene (2011): *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper (4. Auflage)*. Wiesbaden: VS Verlag.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): *Doing Gender*, In: *Gender & Society*, Heft 2/1, S. 125-151.
- Wetterer, Angelika (1995): *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Wetterer, Angelika (2002): *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion: "Gender at work" in theoretischer und historischer Perspektive*. Konstanz: UVK Verlagsgemeinschaft.
- Wetterer, Angelika (2003): *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzdenken*. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.